

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 126 (1847)

Artikel: Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte, und Anderes, belehrenden und unterhaltenden Inhalts

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372547>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte, und Anderes, belehrenden
und unterhaltenden Inhalts.

Der Bär als reeller Mann.

Eines Tages kam eine Menagerie in N. an. Sie hatte sich in der benachbarten Stadt nur sehr kurze Zeit aufgehalten; dieser Umstand fiel etwas auf. Ein magerer Herr begab sich zu dem Besitzer und sagte: Mein Herr, Sie erlauben schon, ein paar Worte mit Ihrem Eisbären unter vier Augen zu reden. Der Menageriebesitzer lachte; der magere Herr aber wurde sehr ernsthaft, zeigte ein Papier vor, näherte sich dem Käfig und begehrte, daß man ihn öffne. Der Käfig wird aufgeschlossen; der magere Herr tritt herein, mir nichts, dir nichts. Der Besitzer zittert, sein Knecht zittert; auch der Eisbär zittert, aber vor Zorn über die Rechtheit. Der Eisbär reckt sich empor und stellt sich dem magern Herrn, ohne ein Wort zu verlieren, gegenüber auf, so daß deren Stirnen sich fast berühren. Indes waren Leute hinzugekommen; Alles vereinigte sich, zu zittern. Den Besitzer durchfuhr es plötzlich; er nahm an, es sei der magere Herr irgend ein einem Irrenhause Entsprungener; die Leute standen ebenfalls wie versteinert da. Was soll das sein? „Was soll das sein?“ rief der magere Herr entrüstet den Bären an, und packte ihn an der Schnauze. Der Bär aber nahm diese Vertraulichkeit etwas übel, hob die Fauste und schlug dem Zudringlichen den Hut vom Kopfe. Dieser Empfang entrüstete den magern Herrn sehr. Er zog ein Papier aus der Tasche, hielt es dem Bären ins Gesicht und sagte voll Zorn: „Kerl, du bist entlarvt; herunter mit der Maske!“ Bei diesen Worten erhob der sogenannte Kerl ein donnerndes Gebrüll, daß der magere Herr stutzte. Der Bär packte seine Perrücke und stieg an, mit seinem Gast Ernst zu machen, als der Direktor und sein Diener mittelst ihrer Eisenstangen den dicken Kerl und den magern Herrn auseinander brachten. Letzterer war ziemlich arg zugerichtet; so ein Jährchen hatte er mit

der Kur zu thun. Der Fall war nämlich dieser: Der magere Herr war ein Gläubiger. Sein ärgerster Schuldnér war verschwunden. Da erhält der Magere ein Schreiben des Inhalts, sein Schuldnér schmuggle sich in der Tracht eines Eisbären aus dem Lande. Für einen wirklichen Vorfall ist das kein schlechtes Hörchen. Gläubiger haben Feinde. Einer der Letztern hatte dem magern Herrn diesen Streich gespielt.

Etwas über Obstbaumzucht.

(Aus den Verhandlungen der appenz. gemeinnützigen Gesellschaft.) [Fortsetzung.]

III. Einige Regeln über das Veredeln der Bäume und ihre Behandlung nach demselben.

Da man hier zu Lande, bemerkt der Verfasser, Liebhaber ist, viele hochstämmige Bäume zu veredeln, so fühle ich mich veranlaßt, zu bemerken, daß die Reste näher am Stamm abgenommen werden sollten, besonders wo man in die Rinde zweigt. Anders verhält es sich da, wo es in den Spalt geschieht, denn da müssen die Docken etwas dünner sein. Ich meines Orts würde übrigens einen hochstämmigen Baum nie in den Spalt, sondern lediglich auf dicke Docken in die Rinde veredeln. In diesem Falle ist der Baum sicher vor dem Dockenbrande; denn je weiter aufwärts die Reste abgenommen werden, desto mehr Brand entsteht einwärts an dem Baum. Neben die verschiedenen Arten der Veredlung, als: über das Offkulieren, Kopulieren und Zweigen in die Rinde und in den Spalt, gebe ich hier keine Beschreibung, weil dieses als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf. Nur erlaube ich mir, beiläufig noch zu bemerken, daß alles Steinobst in den Spalt gezweigt werden muß; denn in die Rinde geht es nicht, weil sie zu dünn ist. Den veredelten Bäumen muß ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden, weil sich im zweiten und dritten Jahre

nach der Veredlung bei ungeschickter Behandlung häufig der Brand einstellt. Viele haben die Gewohnheit, die aus den schlafenden Augen sich zeigenden Schößlinge, sobald sie zum Vorschein kommen, abzustreifen, wodurch aber ein solches Saftübermaß eintreten kann, daß der Baum durch den krampfhaften Zustand, in den er versetzt wird, in Brand gerath, verbrennt und endlich verdorrt. Auch das ist also ein Mißbrauch, den man verhüten sollte. Den Sommer über sollte man den gepfropften Bäumen alle Auswüchse stehen lassen und solche erst im Herbst entfernen; es sei denn, daß derselben gar zu viele seien, in welchem Falle die des ersten Triebes mit Vortheil entfernt werden mögen. Erst dann bekommen die aufgesetzten Pfropfreiser die nöthige Kraft, den Saftgang an sich zu ziehen. Was hier vom ersten Jahre gesagt ist, gilt in seinem ganzen Umfange auch im zweiten. Sehr viele neugepfropfte Bäume sind deswegen zu Grunde gegangen, daß man sie fort und fort aller neu sich zeigenden Auswüchse beraubt hat.

IV. Der Pfahl oder das Aufpählen der Bäume.

Das scheinbar gleichgültige Verfahren beim Setzen des Baumsteckens oder des Pfahls ist von Wichtigkeit. Bereits alle Pfähle stehen den Bäumen zu nahe und werden ihm deshalb gefährlich. Der Pfahl wirkt, durch die beständige Reibung, welche er auf den Baum ausübt, immerdar brennend und schädlich auf Wurzel und Stamm. Wer sich von dem Gesagten durch eigene Anschauung überzeugen will, wird finden, daß von zehn Bäumen gewiß immer sieben zwischen dem Pfahl und Stamm beschädigt und brandig aussiehen. Bei nasser Witterung löst sich dann das dürre Holz auf, wird schleimartig und wirkt auflösend auch auf die gesunden Theile des jungen Baumes. Ist der Pfahl, was hie und da angetroffen wird, überdies unbeschnitten, so ist der Schaden noch größer. Einerseits ist die Reibung zwischen dem Pfahl und dem Stamm größer, andererseits häufen sich unter der sich ablösenden Rinde die Insekten an und für den so eben berührten zerlegenden Brei ist mehr Stoff vorhanden. So viel über die allzugroße Nähe des Pfahls. Schaden richtet er aber

auch in der Krone an, wenn er hoch über dieselbe emporragt. Man wird selten einen Baum finden, dessen Krone nicht an vielen Stellen verletzt wäre durch Reibungen aller Art, so, daß oft der gefährliche Krebschaden daraus entsteht. Es ist daher sehr zu empfehlen, die Pfähle nicht höher als bis an die Krone reichen zu lassen. Dadurch wird dem Nebel nicht nur Einhalt gethan, sondern der Baum gewinnt sichtbar an freudigerm Wachsthum. Man wird uns zwar einwenden: der Wind könnte auf diese Art leicht die Krone abwerfen; allein das ist selten der Fall und, falls es auch geschieht, kann man ganz gewiß sein, daß irgend eine Ansteckung die wahre Ursache davon gewesen ist. Rücksichtlich der Seite, auf welcher der Pfahl angebracht wird, so hat man bis dahin vorzugsweise dazu die Nordseite gewählt. Da aber die schlimmen Einflüsse der Witterung, die dabei in Betrachtung kommen, auf der Mittag- und Abendseite zu suchen sind, so leuchtet ein, daß der Pfahl folgerichtig auf der Westseite eingesetzt werden sollte. — Eine einfache und unbedeutende Arbeit scheint das Anbinden der Bäume zu sein; allein so ist es nicht. Da sieht man Bäume, welche so unsinnig mit Bast oder, was weit schlimmer ist, mittelst Bindfaden an den Pfahl gefesselt sind, daß die Rinde die Bandage völlig überwächst und tiefe Wunden die Stelle bezeichnen, wo das Band den Baum berührt. Bindfaden sollte in keinem Falle zu diesem Zwecke genommen werden; denn dieser wird straff und kurz bei feuchter Witterung und übt daher stetsfort einen verwundenden Einfluß auf das Leben des Baumes aus. Am besten sind die Weiden, der Bast, das Strohgeslecht &c. Um jede schädliche Reibung zu verhüten, sollte das Band über's Kreuz gebunden werden, d. h. zwischen dem Baum und Pfahl muß mit dem Band ein Kreuz formirt werden. So wird die unmittelbare Berührung dieser Theile unmöglich, weil das Kreuz jede Annäherung und unmittelbare Berührung hindert.

V. Bemerkungen über die Entfernung der Bäume untereinander und über das Bauen derselben.

An gar vielen Orten stehen die Bäume zu

nahe beisammen, meint der Verfasser. Sie stören einander in ihrem Wachsthum und sind dem Dörren des Heues hinderlich. Würde man den Baum auf 60 Fuß Entfernung sezen, so wären alle jene Nachtheile vermieden und die Aussicht nicht sonderlich beschränkt. Ist bei einem Baum einmal der Zeitpunkt eingetreten, daß die Krone zu viel Holz hat, daß Luf und Licht die Krone nicht mehr frei durchstreichen können, oder werden die Nester einander hinderlich in ihrem Wachsthum, so leidet seine Fruchtbarkeit darunter, so muß der Baum erhauen, aber nicht überhauen werden; denn wenn der Baum allzuscharf mitgenommen wird, so daß er in der Krone wenig Abnahme des Saftes hat, so fängt dieser an zu stocken und erzeugt Krankheiten. Ebenso muß sehr darauf gesehen werden, daß man ohne Noth keine Kronäste abschneidet und daß, im Falle es unvermeidlich ist, die Wunden mit Sorgfalt behandelt werden, weil dadurch besonders gerne der Krebs entsteht. Die sogenannten Safläufer oder Sasträuber (Wasserschosse) müssen alle Herbst und Frühjahr scharf abgeschnitten werden; denn diese sind dem Fruchtholz sehr nachtheilig, indem sie durch ihr überschüssiges Wachsthum den Baum ungemein schwächen und ihm seine besten Theile entziehen.

VI. Krankheiten der Bäume.

Zu den vorzüglichsten Krankheiten der Bäume gehören: der Krebs, der Brand, die Wassersucht und die Wurzelsäulung. Der Krebs entsteht aus verschiedenen Ursachen, hauptsächlich aber durch Quetschungen, Reibungen und durch den Brand. Man erkennt ihn daran, daß es unter der Rinde tönt, wenn man an den Baum sachte klopft. Viele Krebsschäden haben ihren Sitz unter der Rinde, die nicht gespalten ist. In diesem Fall ist es der verborgene Krebs. Kommen Löcher oder gespaltene Rinde zum Vorschein, so ist es der offene Krebs. Er hat seinen Sitz hauptsächlich in den Spalten oben an den Stämmen, wo die Krone ihren Anfang nimmt. Da sitzt manchmal das Uebel am stärksten, und zwar so, daß der Hauptgipfel traurig wird und man immer nicht begreifen kann, woran der Fehler liegt, bis man große Stücke Rinde wegheben

kann. Er kann aber auch in den Nesten entstehen durch unbesonnenes Wegschneiden eines Birbelastes. Der Krebs muß sorgfältig aufgesucht, die Rinde scharf aufgeschnitten und dann wieder zugemacht werden. Diese Krankheit hat das Besondere, daß sie immer weiter um sich greift und nicht ruht, bis der Baum ruinirt ist. Wenn daher nur einer der Schäden nicht beobachtet wird, so sind sogleich andere und neue da. Ein vom Krebs angegriffener Baum muß wenigstens zwei Zoll tief in die Erde hinein untersucht werden, weil sich diese Krankheit nicht selten bis auf die Wurzel erstreckt. Wo sie einen gefährlichen Charakter angenommen hat, genügt eine einmalige Untersuchung des Baumes innerhalb Jahresfrist nicht. Es muß vielmehr im Frühling und Herbst geschehen und dem Baume keine Ruhe gelassen werden, bis er völlig geheilt ist. Der Krebs findet sich beim Kern- und Steinobst; jedoch ist er den Kirschbäumen noch gefährlicher als den Kernobststämmen. Es giebt junge Kirschbäume, deren spannende Rinde reifscharf anliegt. Diese muß aufgeschnitten werden. Man nimmt ein Messer und schneidet die äußere Rinde von der Krone, so weit die Spannung geht, einen Zoll breit durch und macht diesen wieder zu; denn alle Schnitte müssen ohne Säumen zugemacht werden, sonst entstehen sofort Entzündungen und Brandschläden. Die Behandlung des Krebsschadens und des Harzflusses, welcher letztere sich bei den Kirschbäumen häufig findet, wird beim Kernobst gezeigt werden.

(Schluß folgt.)

Schlechte Polizei.

Während eines strengen, aber trockenen Winters kam einst ein Ungar nach Wien, und indem er, die Straßen auf- und abgehend, die Sehenswürdigkeiten der Stadt musterte, fiel ein Hund ihn an. Als der Erschrockene zu seiner Vertheidigung einen Stein von der Erde aufheben wollte, den er — da er fest angefroren war — nicht losbekommen konnte, rief er: „Teremtete! is mir das ani saubri Polizei hier, die Stainer bind man an, und die Hund laßt man laufen!“

Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Hätte der Andreas Hautli diesen goldenen Spruch beherziget, er wäre nicht nach Amerika ausgewandert, sondern hübsch bei Hause geblieben, wo ihm bei Fleiß, Häuslichkeit und frommem Sinn recht wohl hätte sein können. Es ist damit nicht gesagt, daß Jeder hinter seinen vier Pfählen bleiben, kein fremdes Brod essen, keine andere Lust einathmen solle, als die seines Dorfes, seiner Gemeinde, seines Vaterlandes — nein, wessen weitere Ausbildung, wessen Beruf und Geschäfte einen Aussflug in die Welt erfordern, hänge sich nicht an die Schürze seiner Mutter, sondern wandere frisch und wohlgemuth dahin, wohin ihn die Umstände rufen. Des Herren Auge wacht überall, und es kommt den Meisten wohl zu Statten, wenn sie etwas mehr sehen und hören, als bloß den Zeiger und den Schlag ihrer Wanduhr. Wer aber Vaterland und Heimath verläßt, weil er hofft, in fremden Ländern nicht arbeiten und sparen, sich keinerlei Zwang anzuhun, sich keiner Ordnung unterziehen zu müssen, sondern nur seinen Lüsten leben zu können, der ist ein Thor und er muß seine Thorheit bitter büßen. Das hat der Andreas Hautli auch erfahren und darum wollen wir seine Geschichte hier erzählen, Andern zur Warnung.

Andreas Hautli war der einzige Sohn eines wohlhabenden Müllers und Bäckers, aber gerade dieser Umstand, daß er der einzige Sohn war, gereichte ihm nicht zum rechten Nutzen. Als Kind und Knabe ließ man ihm Alles zu; die Mutter nahm ihn in Schuß, wenn der Vater oder der Schulmeister seine Fehler bestrafen, ihn zur Thätigkeit, zur Ordnung, zum Gehorsam gewöhnen wollten. In der Schule machte er seine Posen und lernte wenig; bei Hause trieb er seinen Muthwillen und arbeitete nichts. So wuchs er zu einem großen und starken, aber unnützen Burschen heran. In seinem vierzehnten Jahre besuchte er schon fleißig die Wirthshäuser und Tanzplätze, schlunkerte mit der Tabakspfeife herum und verstand das Kartenspiel besser, als die Schulbücher. Die Eltern rieten hin und her, was aus dem Andreas zu machen sei. Der Vater wollte,

Andreas müsse den Müller- und Bäckerberuf erlernen; allein die Mutter hatte höhere Gedanken mit ihrem Sohne. Er sollte studiren, um mit der Zeit Dekan oder Landammann zu werden. Gewöhnlich setzen die Weiber ihren Willen durch. Andreas wurde in eine Lehranstalt außer Landes gebracht; allein nach einem halben Jahre kehrte er wieder nach Hause, weil die Lehrer erklärt hatten, er sei ein Taugenichts. Nun mußte er unter den Augen des Vaters als Müllerbursche und Bäckerjunge arbeiten. Das schmeckte ihm bitter und er suchte so oft als möglich aus dem Hause zu kommen. Als die Lehrzeit vorüber war, gieng er auf die Wanderschaft, kam aber nach sechs Wochen wieder heim, während welcher Zeit er sieben Meister gehabt hatte. Kaum 19 Jahre alt, trat er in den heiligen Ehestand. Gegen den Willen seiner Eltern und weil Schwiegermutter und Schwiegertochter einander nicht gut verstanden, nahm Andreas einen eignen Mühlegewerb in Pacht. Nun eigner Herr und Meister, lebte Andreas recht nach Herzengelust; er überließ das Arbeiten seiner Frau und den Knechten, trieb sich die meiste Zeit auf Märkten, in Wirths- und Spielhäusern herum und machte auf seines Vaters Rechnung Schulden auf Schulden. Was bei Hause erarbeitet und erworben wurde, trug er den Genossen seiner Liederlichkeit zu. Vergebens lag ihm seine Frau mit Bitten und Thränen an, ordentlich, arbeitsam und sparsam zu leben; es half nichts. Nun gab's Vorwürfe und Zank. Er warf ihr vor, daß sie nichts in d'e Ehe gebracht habe, als ein paar Hemder, Röcke und Schmusetten; sie warf ihm vor, er könne nichts als Schulden machen. Der Vater erklärte, er gebe ihm kein Geld mehr und lasse es in den Zeitungen ausschreiben, daß er nicht länger für ihn bezahle; er wolle seine wegen nicht zu armen Tagen kommen. Als nun Andreas sah, daß er sein liederliches Leben nicht länger fortsetzen, sondern arbeiten und sparen müsse, wenn er nicht ein Lump werden, in Schimpf und Schande gerathen wolle, faßte er im Stillen den Vorsatz, nach Amerika auszuwandern, um den täglichen Vorwürfen seiner Frau, der angebrochenen Aussreibung und dem nahen Falliment zu ent-

gehen und jenseits des Meeres ein Glück zu suchen, das er im undankbaren Vaterlande nicht finden konnte. Er wußte sich einen Paß und einige hundert Gulden Geld zu verschaffen und machte sich an einem Morgen früh, ohne Abschied zu nehmen, auf die weite Reise. In den ersten Tagen war Andreas ganz lustig und wohlgemüth; er machte sich die schönsten Vorstellungen von der neuen Welt und träumte, in wenigen Jahren eine Million zu erwerben und mit derselben dann wieder in das Vaterland zurückzukehren. Bald aber beschlich ihn das Heimweh und in Straßburg war er schon auf dem Punkt, wieder heimzukehren; allein zwei andere Auswanderer, mit denen er zufällig zusammentraf, munterten ihn auf, die Reise mit ihnen fortzusetzen und versprachen ihm in Amerika goldene Berge. Nun gieng's nach Bremen, wo sich Andreas wenige Tage nach seiner Ankunft daselbst mit mehrern hundert Auswanderern einschiffen konnte. Wäre nicht der Reiz der Neuheit gewesen, die See reise hätte ihm durchaus nicht behagt. Daheim in des Vaters Hause, in der geräumigen reinlichen Stube, auf der festen Bank hinter dem sauberen Tische war es doch appetitlicher als hier auf dem wackelnden Schiffe, in einen engen Raum zusammengepreßt, von seekranken, jammernden Leuten umgeben. Obschon Andreas just nicht sehr heikel war, ekelten ihn doch manche Aufritte, denen er zusehen mußte, an. Von der Seekrankheit befallen, mußte er mehrere Tage und Nächte, ohne Theilnahme, ohne Abwart und Pflege, in seiner Hängematte zubringen; Stürme und Windstille verlängerten die Reise sehr, so daß sich Andreas die bittersten Vorwürfe machte, sein Vaterland, Weib und Eltern verlassen zu haben. Endlich nach einer Fahrt von 63 Tagen landete das Schiff auf einer Insel, in der Nähe von Neuyork, wo das ganze Schiffspersonale von zwei amerikanischen Aerzten genau untersucht wurde; Jeder mußte Zunge, Arm, Brust und noch andere Merkwürdigkeiten seines Leibes zeigen. Es sind recht neugierige Leute diese Amerikaner! Andreas mußte sich halb entkleidet auf den Rücken legen und das Maul so weit als möglich aussperren; einer der Aerzte hielt ihm ein Licht vor das offene Maul und der

andere schaute mit einem Glase so tief in den Rachen hinunter, daß er gewiß alle Därme, nebst Lunge und Leber sehen konnte. Nach dieser Untersuchung wurde den Reisenden erlaubt, in Neuyork zu landen.

Andreas machte große Augen, als er sich in dieser amerikanischen Handelsstadt umschauten und das Gewimmel von schwarzen, rothen und weißen Leuten sah; als er viele ausgewanderte Europäer mit den härtesten Arbeiten beschäftigt, von Mangel und Elend abgezehrt erblickte. Das wird wohl auch dein Schicksal sein, flüsterte ihm eine innere Stimme zu.

Sein erstes Geschäft in der neuen Welt war, den Zustand seines Beutels zu untersuchen. Das Geld war in einer Minute gezählt; sein ganzer Reichthum bestand noch in 7 fl. 30 fr. Was sollte er damit anfangen? Er konnte daraus kaum einige Tage leben. Deswegen mußte er sich bequemen, Arbeit zu suchen, wenn er sich nicht dem Hunger und Elend preisgegeben sehen wollte. Nach vielem vergeblichen Herumlaufen fand er endlich eine Anstellung — als Strafenknecht. Er mußte mit einem schweren Schlägel Steine zerschlagen. Ein saures Stück Arbeit! Schon nach wenigen Stunden waren seine Hände voller Blättern und Schwielen und er pfiff keinen Hopser bei dieser Arbeit, wie früher beim Kartenspiel. Des folgenden Tages, als er beinahe ohnmächtig mit seinem Steinschlägel umsank, kam ein Landsmann des Weges und erbarmte sich seiner. Er nahm ihn in sein Haus und verpflegte ihn einige Tage. Dann gab er ihm den Rath, nach Pennsylvanien zu reisen, weil dort die Arbeiter sehr gesucht seien und reichlich bezahlt werden. Andreas befolgte diesen Rath und erhielt von seinem Landsmann noch einige Gulden Reisegeld.

Wirklich fand er in Pennsylvanien eine Anstellung bei den Kanalbauten. Er wußte sich die Gunst des Aufsehers dadurch zu erwerben, daß er ihm als Bote diente, um heimlicherweise ein Fläschchen Branntwein zu holen. Es war allen beim Kanalbau Angestellten das Branntweintrinken streng untersagt, weil der Bauunternehmer ein Mitglied des Mäßigkeitsvereines war. Im Hause des Aufsehers, wo Andreas den Branntwein holen mußte,

waren zwei rüstige Mägde, welche das Hausregiment führten. In Amerika giebt es viele Männer, die es bequemer finden, unverheirathet zu leben; dagegen halten sie sich zur Besorgung des Hauswesens einige Mägde, mit denen sie oft auf vertrauterem Fuße leben, als mancher Mann mit seiner Frau; doch geschieht es auch, daß sie, statt unter einem, unter zwei Pantoffeln stehen. Das war auch bei dem Herrn Aufseher der Fall. Seine zwei Mägde wußten es so anzuordnen, daß Andreas, statt am Kanal zu arbeiten, allerlei Hausgeschäfte verrichten und ihren Dienst bequemer machen mußte; dafür warteten sie ihm denn auch reichlich mit Speis und Trank auf. Auf diesem Posten wäre Andreas gerne lange geblieben; allein gewisse kleine Insekten ließen ihm weder Tag noch Nacht Ruhe und er mußte sich entschließen, den Platz zu verlassen. Die beiden Mägde ließen ihn ungerne ziehen und weinten bei seinem Abschiede bittere Thränen; die ersten Thränen, welche Andreas in der neuen Welt sah.

Mit 50 fl., die er in 9 Wochen erworben, zog nun Andreas weiter landeinwärts. Seine Hoffnung auf den baldigen Gewinn einer Million war tief gesunken und er dachte jetzt nur daran, sich ordentlich durchzuschlagen. Sein Streben gieng nun dahin, in einer Mühle angestellt zu werden; da, dachte er, könnte er sich ein kleines Vermögen herausbeuteln. Es gelang ihm, einen Herrn zu finden, der eine Mahl-, Säg- und Delmühle besaß. Allein weil Andreas die Landessprache nicht verstand, so konnte ihn der Herr nicht in der Mühle brauchen, nahm ihn aber doch in Dienst. Andreas mußte nun den ganzen Tag auf einem mit vier Ochsen bespannten Wagen, dessen Räder beinahe die Größe von Mahlrädern hatten, Sägböcke aus dem Flusse herführen. Bis die Sägböcke geladen waren, mußte er oft im Wasser stehen bis an die Brust. Als er einmal im Unmuth mit größter Hestigkeit auf seinen Ochsen sprang, brach ihm das Kreuz und er mußte geschlachtet werden.

Später wurden unserm Andreas die Pferde zur Besorgung übergeben. Dieselben waren ganz abgemagert und sie streckten wie Igel ihre

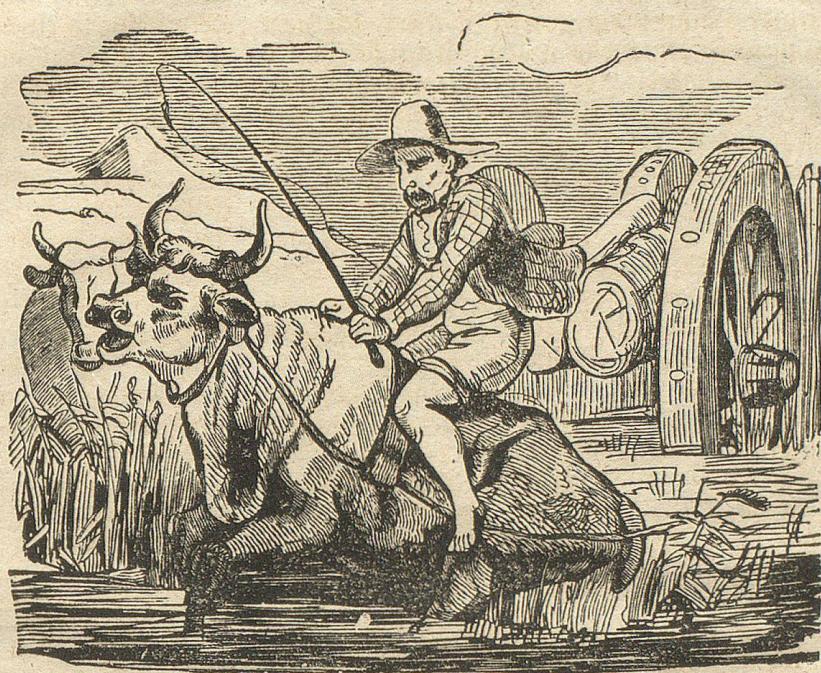
Haare hinaus. Das kam zum Theil von der Unreinlichkeit im Stalle her. In Amerika lassen nämlich Manche den Dünger eine ganze Woche lang unter den armen Thieren liegen. Jeden Samstag wird ausgeräumt, und das geschieht auf folgende Weise. Man schlägt einen ungeheuren Misthaken in die Streue der Thiere, spannt ein Pferd vor und schafft so den Dünger auf das Mistbett. Andreas siengs nun anders an. So oft er fütterte, reinigte er den Stall, dann nahm er noch zu einer List seine Zuflucht. Unter das Kurzfutter mischte er fleißig Gerste, Roggen, Hafer und Waizen; das alles konnte er sich gelegentlich aus der Mühle holen, und nach kurzer Zeit waren die Pferde so fett und glatt wie die Ale. Sein Herr war ganz erstaunt, als er einst diese Veränderung wahrnahm, und er fragte den Andreas um die Ursache. Dieser aber hütete sich wohl, des Zusatzes zum Kurzfutter Erwähnung zu thun, sondern schrieb alles dem fleißigen Ausmisten zu. Der fromme alte Herr lobte Gott, erhöhte dem Andreas den Wochenlohn und befahl, daß man allem Vieh täglich misten solle. Einst an einem kalten Regentage, wo die sonst schlechten Wege beinahe unfahrbare waren, mußte Andreas mit vier Pferden Bretter führen. Er verlor zwei Hufeisen. Sein Herr befahl ihm, sofort die verlorne Hufeisen zu suchen. Das war ein harter Befehl, nach mühevoller Tagesarbeit, in Sturm und Regen, in den morastigen Wegen verlorene Hufeisen zu suchen. Während der fromme Herr in der warmen Stube bei einer Flasche Wein andächtig einen Psalmen sang, mußte Andreas voll Ingrimm alle Fahrgleise mit Händen und Füßen durchwühlen. Er fand endlich die Hufeisen. Ganz durchnäßt und mit Morast überzogen, vor Frost klappernd kam er nach Hause. Da tröstete ihn der Herr mit den Worten: Siehe, Andreas, wie wahr die heilige Schrift spricht: Suchet, so werdet ihr finden. Aber Andreas entgegnete: Wenn das ist, so werde ich auch einen Meister finden, der die Religion nicht blos im Munde, sondern auch im Herzen hat. Mit den Worten: Des Menschen Born thut nicht, was vor Gott recht ist, zahlte ihm der Herr den Lohn aus.

Zum Glücke mußte Andreas nicht lange suchen; alsbald fand er nicht blos einen andächtlichen, sondern einen wirklich frommen und braven Herrn. Es war ein Deutscher, der schon seit vielen Jahren ausgewandert war und zwei wackere Söhne hatte. In diesem Hause herrschte trotz alles Wohlstandes eine wahrhaft patriarchalische Sitteneinfalt und ein ächt religiöser Sinn. Da fand man keine Spur von Luxus und Hoffahrt und die Söhne behandelten ihren Vater mit der größten Chreerbietung. Jeden Sonntag mußten beinahe alle Hausgenossen die drei Stunden entfernte Kirche besuchen, wohin sie auf Wagen fuhren. Dieser fleißige Kirchenbesuch wollte dem Andreas nicht recht behagen, weil er zu Hause höchstens monatlich ein Mal in die Kirche gieng. An diesem neuen Dienstorte hatte Andreas wieder Arbeiten zu verrichten, die er in seinem Leben nie gesehen, geschweige denn gethan hatte. Es war eben Dreschzeit. Weil Andreas nie einen Flegel in Händen gehabt, graute ihm vor dieser Arbeit, und er wäre fast davon-gelaufen, als Georg, der jüngere Sohn, 75 Garben herunterwarf, mit dem Bedeuten, diese 75 Garben müssen in einem Tage und von ihnen beiden ausgedroschen werden. Allein seine Angst verschwand bald. In Amerika sind die Pferde die Drescher und die Flegel zugleich. Die Garben werden mit den Nehren in einander gelehnt, wie man die Finger beider Hände in einander schiebt. Dann werden mehrere Pferde in der Scheune hin und hergetrieben, welche die Waizenkörner aus den Nehren treten. Andreas hatte die appetitliche Arbeit, mit einer tief ausgehöhlten Schaufel hinter den Pferden herzuschreiten und so oft eines derselben den Schwanz erhob, mit der Schaufel den Kram aufzufangen, den es fallen ließ. Vier Wochen dauerte diese Arbeit. Welche Augen würde meine Mutter dazu machen, dachte Andreas, sie, die hoffte, daß einst ein Dekan oder Landammann aus mir werde. Auf das Dreschen folgte eine andere Arbeit, das Schlachten. Das gefiel dem Andreas besser. Zwölf große fette Schweine wurden nacheinander abgestochen, das Fleisch zum Theil eingesalzen, zum Theil verwurstet. Zuletzt traf noch das Todesloos einen jungen, wilden

Stier, der nicht eingefangen werden konnte, sondern erschossen werden mußte. Mit besonderm Wohlgefallen betrachtete Andreas die Menge der mit seiner Beihilfe bereiteten acht bis zehn Schuh langen Würste. Aber die Freude dauerte nicht lange. An einem Sonntag befahl der Herr seinem jüngern Sohne, er solle dem Andreas alle Felder und Wiesen zeigen. Sie kamen zuerst zu einem mehr als 10 Fucharten großen Waizenfeld. Wie viele Schnitter braucht Ihr, um diesen Waizen zu schneiden? Die müssen wir beide abmähen, erwiederte der Sohn. Andreas erschrak sehr ob diesem Bescheid. Aber noch mehr sank ihm der Mut, als sie an ein langes und breites Wiesenthal gelangten und der Sohn sagte: Diese Wiese muß einzigt von uns Zweien abgemäht werden und in einer Zeit von längstens acht Tagen muß diese Arbeit verrichtet sein. Da bin ich nicht dabei, dachte Andreas. Aber als ihn der Sohn noch vollends auf ein gewaltig großes Brachfeld hinwies, mit dem Bedeuten: Wenn wir zwei es uns Ernst sein lassen, ist dieses Feld vor Umflusß von drei Wochen umgepflügt — da gieng dem Andreas die Geduld aus und er erklärte: hier kann ich nicht bleiben, weil ich mich so vieler und schwerer Arbeiten nicht gewohnt bin. Andreas überzeugte sich immer mehr, wie thöricht Diese-nigen seien, welche sich einbilden, man könne in Amerika ohne große Mühe reich werden. Er selbst hatte sich nie eine Vorstellung von so unangenehmen Arbeiten, die er jetzt thun mußte, gemacht, und es wäre ihm nie ein Gedanke nach Amerika gekommen, wenn er die vielen Mühseligkeiten vorausgesehen hätte. Er sah auf seinem Hin- und Herziehen in der neuen Welt an Kanälen und Straßen Leute arbeiten, denen man bei ihrer Wiege kein so hartes Los gesungen hatte; Leute, die in Europa auf Universitäten studirt, wichtige Stellen bekleidet hatten, abgesetzte Beamte, ungere-thene Söhne vornehmer und reicher Familien, Schreiber, die zu tief in die Kassen gegriffen, Doktoren, die im Examen durchgefallen waren, Geistliche, die in ihrem Vaterlande ungeistlich lebten. Da standen nun diese Leute, denen es in ihrer Heimath bei Rechtschaffen-heit und Fleiß an einem ehrenvollen Fort-

kommen nicht gefehlt hätte, in dem Straßenkoth bis an die Kniee, vor Karren gespannt, die Schaufel oder den schweren Stein-schlägel in Händen; man braucht keine Brille, um ihre Reue, ihren Schmerz, ihr Elend, ihre Verzweiflung in den Zügen ihres Angesichtes zu lesen.

Nach Ablauf der Erntezeit reiste Andreas nach Gasdon, wo er bei einem Steinhauer als Handlanger in Arbeit trat. Er verdiente hier täglich 3 fl. 36 kr., aber sauer genug. Vom frühen Morgen bis späten Abend mußte er große Steine herbeischaffen und in ein Gewölbe herabrollen. In kurzer Zeit waren seine Hände rauh wie Sohlleder und die Schmerzen in den Gliedern raubten ihm oft ganze Nächte den Schlaf. Die Reue über sein früheres leichtfertiges Leben packte ihn mit aller Gewalt; er machte sich die bittersten Vorwürfe; er verwünschte Amerika, das er sich als eine Goldgrube gedacht; er hätte sich die Predigten seiner Frau, die Ermahnungen seines Vaters gerne gefallen lassen, er wäre gerne Müllerknecht im elterlichen Hause gewesen, wenn er nur nach Hause hätte fliegen können. Aber die weise Führung Gottes hatte ihn zu noch schwereren Prüfungen bestimmt. Als er eines Tags ganz muthlos seinen Karren zog, klopfte ihm ein junger Mann auf die Achsel und sagte: Bist du nicht ein Esel, daß du diesen amerikanischen Gelbjuden ihre Gewölbe und Häuser bauen hilfst? Komm' mit mir, ich weiß dir etwas Besseres. Bei diesen Worten wies er nach der Stadt, wo eine rothe Fahne aufgestellt war, zum Zeichen, daß hier Werber seien. Dort, sagte er, bekommst du Brod und Geld und Kleider genug, und bist du gesinnt wie ich, so sind wir in einer Stunde amerikanische Soldaten. Andreas fühlte zwar wenig Lust zum Militärdienste; doch wenn



er seine blutenden Hände betrachtete, dachte er, es könne ihm wohl nicht schlimmer gehen, und ehe zwei Stunden verlossen, hatte er 12 Dollars Handgeld in der Tasche und trug die amerikanische Uniform. Er wurde mit 12 andern Rekruten nach einem Aufenthalt in Neuyork in das weit entlegene Fort Wennebayo abgeführt. Dieses Fort lag weit im Norden und diente zur Vertheidigung der Gränze sowohl gegen die wilden Indianer als gegen die Engländer. Es lag in einer Wildnis und man fühlte sich wie von der Welt ausgestoßen. Hier mußte Andreas nicht nur ererziren, sondern auch die englische Sprache erlernen, was ihn bei seiner Unlust am Lernen sauer genug anfam. Auch traf es ihn mehrere Mal, gegen die Indianer zu kämpfen; allein er gieng mit heiler Haut aus dem Kampf hervor. Er fühlte sich nicht zum Helden geboren, darum ist von seiner Tapferkeit wenig zu erzählen.

Nach ausgehaltener Dienstzeit, während welcher er am meisten gehorchen lernte, nahm Andreas seinen Abschied und begab sich nach St. Louis, wo er mit einem Kame-

raben eine ziemlich einträgliche Wirthschaft miehete. Eine junge, rasche Wittwe mit zwei Mägden besorgte das Hauswesen. Allein wo drei Weibsbilder und nur zwei Junggesellen sind, da thut es selten gut. Andreas und sein Kamerad bekamen bald wegen den Weibern böse Händel und ungeachtet die Wirthschaft gut von Statten gieng, mußten sie sich bald von einander trennen. Andreas überließ gegen eine Entschädigung Guthaben und Schulden seinem Kameraden und führte nun ein eigentlich landfahrendes Leben. Den einen Monat trat er in Dienst eines Bäckers, wo er Vormittags auf einem Karren Brod herumführen mußte und Nachmittags seinen Verdienst wieder durchbrachte; den andern Monat vertrug er für einen Mezger Fleisch. Täglich erhielt er 2 fl. 30 kr. Lohn; allein er hatte das Sparen noch nicht gelernt und verplempte Tag für Tag Alles, was er sich erworb. (Wir haben zu bemerken, daß an den meisten Orten in Amerika im Verhältniß des großen Taglohnes auch die Lebensmittel um so viel theurer als bei uns sind.) Auf diese Weise gelangt man nicht zu Hunderten, geschweige denn zu einer Million. Den rubigsten Platz fand er bei einem Bierwirth. Da hatte er nichts Anderes zu thun, als Zucker, Hausenblase und andere Sachen unter das Bier zu mischen, demselben 50 Prozent flares Wasser beizugeben und es alsdann in Flaschen abzuziehen. Man sieht, daß man in der neuen Welt das „Börthlen“ eben so gut versteht, wie in Europa. Ueberhaupt ist in Amerika Alles auf den Vortheil abgesehen; wer nicht beständig rechnet, den Kopf voll List und das Herz voll Zahlen hat, kommt da nicht weit. Andreas erwarb sich bei dem Bierwirth ein schönes Stück Geld. Wie aber der Herr merkte, daß Andreas zu viel auf seinen Vortheil sah und manches Fäschchen unvermischten Bieres zu eigenem Gebrauche auf die Seite schaffte, gab er ihm den Abschied. Unredlichkeit macht nirgends beliebt. Andreas kaufte sich nun Faß und Wagen und trieb den Wasserhandel. Täglich führte er aus dem Mississippi-Fluß frisches Wasser nach New Orleans und verkaufte es in verschiedenen Häusern. Dieser Handel war für ihn so einträg-

lich, daß er ganz bequem leben, sich alle Merkwürdigkeiten der Stadt besehen und vielerlei Beobachtungen machen konnte. So machte er unter Anderm die Beobachtung, daß die Sklaven in Nordamerika, namentlich die weiblichen, ein weit angenehmeres und ge- nußreicheres Leben haben, als bei uns die Unbemittelten und Armen. Namentlich wissen sich die Sklavinnen so gut bei ihrem Herrn einzuschmeicheln, daß oft der freie Mann der Slave seiner Slavin wird, oder, wie man zu sagen pflegt, unter den Pantoffel kommt. Alles, wie bei uns, wo im Oberdorf die Weiber Meister sind und im Unterdorf die Männer thun müssen, was die Weiber wollen.

Eines Tages stand Andreas in Gedanken versunken in der Königsstraße. Er dachte an seine Sünden, wozu er Ursache genug hatte, an sein Weib und an seine Eltern. Neue und Heimweh beklommten seine Brust. Gerne wäre er, wie der verlorne Sohn, heimgekehrt und Taglöchner in seines Vaters Hause geworden. Aber da lag das große Wasser zwischen ihm und seiner Heimat und er hatte doch noch nicht den tausendsten Theil von der gehofften Million erworben; er hatte noch nicht Geld genug zur Ueberfahrt; er war noch nicht gebessert, er sollte noch mehr gewischt werden. Als er nun so voller Sinnen und Sorgen mit einem trübseligen Gesichte da stand, kommt ein Werboffizier aus Texas daher geschritten und redete den Andreas an: He, einfältiger Schweizer — denn daß du ein Schweizer bist, sagt mir dein ehrliches Armensündergesicht — was siehst du da und schauest den Fliegen zu? Ueberlaß den Wasserhandel einem Andern; willst du Geld und Ehre erwerben und mit der Zeit ein reicher Güterbesitzer werden, so tritt in die Dienste der Republik Texas. Das ist ein aufblühender Staat, der die ihm geleisteten Dienste gut belohnt. Das große Handgeld, so wie das mündliche und schriftliche Versprechen des Werboffiziers, daß jeder brave Soldat nach beendigtem Kriege von der Republik Texas 2—300 Dukarten Land zur Belohnung erhalten, bewogen Andreas, Dienste zu nehmen, und weil er es früher bis zum Feldweibel ge-



bracht und somit einige militärische Kenntnisse erworben hatte und zudem der englischen Sprache mächtig war, wurde er gleich auf dem Werbzimmer angestellt. Sein Geschäft bestand darin, Leute anzuwerben, für deren Bekleidung und Kost zu sorgen und die Rechnungen zu führen. Tag für Tag zog er bald in Zivil-, bald in Militärf Kleidung auf die Menschenjagd. Was man ihm versprochen, versprach er Andern: ein flottes Leben und große Ländereien. Er machte gute Geschäfte und förderte eine ziemliche Zahl Nebruten nach Texas hinüber. Dabei ist nicht zu verschweigen, daß er auf Kosten der Republik Texas der hübschen Frau, bei der er wohnte, manches Fäschchen Fleisch, Reis, Mehl, Zucker u. s. w. zuschob, weil ihm an der Gunst dieser Frau noch mehr gelegen war, als an dem Beifall der texanischen Regierung, die er noch nie gesehen hatte. Die Herren in den Republiken werden von ihren Bediensteten oft ebenso wohl hintergangen, wenn sie

nicht genau nachsehen, wie die Fürsten und Könige. Bei einer seiner Werbungen in New Orleans kam Andreas in bittere Verlegenheit. Unter den Ausgewanderten sah er einen ihm wohlbekannten Landsmann, von dem er ebenfalls, trotz Uniform und Schnurrbart, schnell erkannt wurde. Dieser lief voll Freuden auf Andreas zu und rief: Seid ihr nicht Töbelimüllers Andreas? Allein da dem Andreas sehr daran gelegen war, daß sein früheres Leben unter seinen Umgebungen nicht bekannt werde, stieß er an, auf gut englisch zu fluchen, daß er ihn nicht verstehe und nicht kenne. Damit ließ sich aber der Landmann nicht abspeisen, sondern erzählte den Umstehenden des Weiten und des Breiten die ganze frühere Lebensgeschichte des Andreas, wie er ein liederlicher Bursche gewesen, wie er schon im 14. Jahre zu trinken und zu spielen angefangen, seinen Eltern viel Kreuz und Kummer gemacht habe; wie er wegen vielen Schulden heimlich entwichen sei u. s. w. Dem

Andreas wurde es grün und blau vor den Augen und er wäre vor Aerger beinahe aus der Haut gefahren, als er solche Dinge hören mußte. Zum Glücke nahm sich ein Franzose seiner an und gab den Leuten vor, Andreas sei Offizier und ein Iränder von Geburt. Man muß sich so betrügen in der Welt, daß man das Wiedersehn ehemaliger Bekannter nicht zu scheuen hat. Fünf Monate hatte Andreas seine Stelle auf dem Werbdepot bekleidet, da brannte das Haus, in welchem er wohnte, ab und zugleich giengen alle seine Rechnungsbücher verloren, worüber er nichts weniger als untröstlich war; denn ein Geuder, ein unordentlicher Haushalter ist auch ein schlechter Rechnungsführer. Andreas wäre bei einer genauen Untersuchung übel bestanden. Er rettete seinem Hausherrn ein hübsches Pferd vom Feuertode, erhielt aber dafür geringen Dank, weil es in der Assekuranz hoch versichert war. Nach abgelaufener Werbzeit mußte Andreas mit einem Trupp Refratern nach Teras überschiffen und nun begann seine kriegerische Laufbahn wieder. Die Texaner führten zu gleicher Zeit mit den Mexikanern und mit den Indianern Krieg. Die Indianer hatten einen weißen Knaben und viele Pferde gestohlen; dafür sollten sie gezüchtigt werden. 46 Mann, unter welchen sich auch Andreas befand, zogen unter Anführung des sehr verhaßten Oberlieutenant Morrain aus.

Nach glücklich zu Ende gegangenem Feldzuge, der indessen nicht ohne dem Andreas unvergeßlichen Strapazen ablief, und nach abgeschlossenem Frieden wurden die versprochenen Ländereien vermessen und Andreas erhielt zirka 300 Juchart fruchtbaren Boden in einer günstigen Lage. Nun sollte ihm das Glück blühen. Allein er hatte keine Leute, um den Boden anzubauen, und kein Geld, um Arbeiter zu bezahlen. Daher, als er einstens in Austin einen wohlbekannten Landsmann antraf und von diesem den Tod seines Vaters vernahm, entschloß er sich, Amerika zu verlassen und wieder nach Hause zu fehren. Gegen eine Entschädigung konnte er seine Ländereien abtreten und brauchte nun die erste Gelegenheit, nach Europa hinüber zu schiffen. Glücklich langte er wieder in

seiner Heimath an; die Mutter nahm den lange Vermißten liebreich auf, aber die Frau hatte sich anderwärts verheirathet und der Vater war gestorben. Andreas führte von nun an ein arbeitsames, eingezogenes Leben, heirathete eine brave, fluge, haushälterische Tochter, trieb den Müller- und Bäckerberuf und wurde zwar kein Millionär, aber doch ein wohlhabender Mann. Auswanderungslustigen gab er den Rat: Bleibe im Lande und nähere dich redlich.

Eine ungewöhnliche Nachkommenschaft.

Einer solchen erfreut sich besonders ein in Karlsbad lebender Bäckermeister, Joseph Bernhard. Von seinen 12 Kindern aus erster und zweiter Ehe zählt er bereits 69 Enkel und 34 Urenkel, also 115 Kinder und Kindeskinder; von diesen starben 30, so daß noch 85 Kinder, Enkel und Urenkel am Leben sind. Der Greis ist 84 Jahre alt, aber nach von sehr gutem Aussehen und stets bei guter Laune. Eine seiner Töchter, die in Berlin an einen Kupferschmied verheirathet ist, hat 16 Kinder, von welchen 7 Söhne und 3 Töchter noch leben. Die letzten 3 Söhne haben den vornehmsten Göte im ganzen Königreich Preußen, nämlich den König zum Taufpäthen erhalten.

Gesundheitsregel.

Halte den Kopf kalt, den Leib offen und die Füße warm, so kannst du aller Aerzte spotten.

Eine aufrichtige Betrügerin.

Ein alter Hagestolz, dessen Magd die kleinen Ausgaben für die Haushaltung zu besorgen hatte, bemerkte, daß er oft betrogen werde. „Hörst Du,” sagte er zu seiner Haushälterin, „ich weiß, daß Du betrügst, indem du mir die Sachen manchmal theuer verrechnest, als sie kosten, und das leide ich nicht; ich will Dir künftig monatlich einen Gulden mehr geben, wenn Du mir versprichst, mich nicht im Geringsten mehr zu betrügen. Nach längerem Besinnen erwiederte die Magd: „Nein Herr, ich stehe mich so besser.“

Papst Pius IX.

Am h. Pfingstfeste 1846 verschied nach kurzem Krankenlager und dem Empfange der heil. Sterbesakramente Se. Heiligkeit Papst Gregor XVI., nachdem er über 81 Jahre gelebt und über 15 Jahre regiert hatte. Mit ihm stieg der 258. Nachfolger Petri vom heil. Stuhle. So unerwartet diese Trauerbotschaft kam, so überraschte die am 16. Tage darauf erfolgte Wahl des neuen Oberhauptes der katholischen Kirche doch noch mehr; denn mit Ausnahme von zwei Fällen kam nie so schnell eine Papstwahl, die oft Wochen und Monate dauerte, zu Stande. Bereits am zweiten Tage des Konklave *) erfor die Mehrheit der 50 zu demselben eingetroffenen Kardinäle den Kardinal Mastai-Ferretti zum heil. Vater, welcher indessen seine Erhebung auf den päpstlichen Thron erst annahm, als er einstimmig von den Kardinälen hiefür angegangen worden. „Siehe Deinen unwürdigen Diener! Es geschehe Dein Wille!“ waren die unter Thränen gesprochenen Worte, mit welchen der Auserwählte sich zur Übernahme der Würde des Oberhauptes der katholischen Christenheit und der Bürde des Regenten der päpstlichen Staaten erklärte.

Johann Maria Mastai-Ferretti, jetzt Se. Heiligkeit Papst Pius IX., wurde am 13. Mai 1792 zu Sinigaglia, im Kirchenstaate, geboren, und hat gegenwärtig noch seine Mutter und drei Brüder. Aus einer zwar wohlhabenden, jedoch nicht reichen Grafenfamilie stammend, wollte er sich dem Militärstande widmen und begab sich zu diesem Zweck nach Rom, um von dem damaligen Papst Pius VIII. Aufnahme in die adelige Leibwache zu erbitten. Als seinem Wunsche wegen des fallenden Wehs, an welchem er damals litt, nicht willfahrt werden konnte, fasste er den Entschluß, den Freuden der Welt zu entsagen und eine der ursprünglich beabsichtigten Laufbahn entgegengesetzte einzuschlagen: die pietistische. Er studirte nun mit großem Eifer

Theologie und gewann bald die ausgezeichnetste Achtung seiner Vorgesetzten, konnte aber wegen des gleichen Hindernisses nicht zum Priester geweiht werden, das ihm beim beabsichtigten Eintritt in den Militärstand im Wege gestanden. Auf dieses begab sich der junge Mann in seinem frommen Sinn mit einem Gelübde nach Loreto und wandte sich an den dortigen Priester Strambi, der durch einen fleckenlosen Wandel und große Frömmigkeit unter der Bevölkerung Italiens den Ruf der Heiligkeit erlangt hatte. Strambi, welcher sich von der außerordentlichen Demuth und der aufrichtigen Frömmigkeit des jungen Grafen überzeugt hatte, legte ihm mit den Worten die Hände auf: „Dein Uebel wird dich nicht mehr plagen.“ Mag es auch unglaublich scheinen, so ist doch ausgemacht, daß fester, unerschütterlicher Glauben des Kranken auch schon Heilung bewirkt hat. Dafür spricht auch vorstehender Fall. Denn Thatssache ist, daß Mastai-Ferretti früher an der Epilepsie (fallenden Weh) litt und von da an von derselben befreit blieb. Nachdem er in Rom Priester geworden, schloß er sich der Mission an, welche Papst Leo XIII. nach der südamerikanischen Westküste abordnete. Nach seiner Rückkehr widmete er sich ganz einer mildthätigen Wirksamkeit, die ihn schon als Kanonikus beschäftigt hatte: dem religiösen Dienst für Arme, für verwaisie Kinder, für die Kranken im Hospital des heil. Geistes. Die größten Verdienste erwarb er sich als Präsident der großen Armen- und Versorgungsanstalt zu San Michele an der Tiber, deren Einrichtungen in ganz Europa zur Nachahmung empfohlen wurden. Um seine großen Verdienste in Gebieten, welche von den Meisten eher gemieden als aufgesucht werden, zu lohnen, wurde Mastai-Ferretti von Leo XIII. im Jahr 1827 zum Erzbischof von Spoleto erhoben. Schon damals gab er ein Beispiel von Charaktergröße und edler, großmuthiger Gesinnung, das leider selten seinesgleichen findet und das wir deshalb trotz des beschränkten Raumes hier nicht übergehen können. Als nämlich im Jahr 1837 Bologna gegen die römische Regierung aufgestanden war, hatten die Anführer zu Spoleto dem Erzbischof Mastai-Ferretti den Tod geschworen. Nachdem er durch einen

*) Konklave heißt sowohl der Ort, an dem sich die Kardinäle zur Wahl eines neuen Papstes versammeln, als die Versammlung derselben zu diesem Zwecke selbst.

biedern Menschen von dem verbrecherischen Beginnen der Revolutionäre benachrichtigt worden, drang die getreue Umgebung des Erzbischofs auf dessen schleunige Rettung; man nöthigte ihn, verkleidet abzureisen, und in einem Kapuzinerkloster, welches an der Grenze seines Kirchspregels an einem steilen Berge lag, eine Zufluchtsstätte zu suchen. Kaum daselbst angelangt, bereute er, dem Zureden der Seinigen nachgegeben und die in der Gewalt einer wilden Rotte befindliche Stadt ohne geistlichen Oberhirten verlassen zu haben. Trotz der augenscheinlichen Lebensgefahr wankte dennoch sein edler Entschluß keinen Augenblick. Er las die Messe und trat hierauf die Rückreise also gleich an, so daß er schon am nächstfolgenden Morgen sich wieder in Spoleto befand. Mutig trat er in die Mitte der Meuterer, forderte sie in würdiger Sprache zur Unterwerfung auf und bedeutete denselben, daß sobald sie ihre Waffen im nahegelegenen bischöflichen Oratorium ablegen würden, er sich bei dem zur Dämpfung der Unruhen eben im Anzuge befindlichen österreichischen General augenblicklich verwenden wolle, damit er den Neujen Verzeihung angedeihen lasse. Dieser energische Schritt verfehlte auch nicht seine Wirkung; alle Aufrührer, bis auf den letzten Mann, legten ihre Musketen, bei 4000 an der Zahl, am bezeichneten Orte nieder und giengen auseinander.

Die Würde des Erzbischofs gab er indessen bald selbst auf, da sich von einer andern Seite Ansprüche darauf erhoben. Statt ihrer erhielt er das Bisthum Imola, eine Stelle, die ihrem Inhaber die Aussicht auf einen Kardinalshut giebt. 1836 befand er sich als päpstlicher Nuntius in Neapel, als die Cholera dort ausbrach. Die Noth war entsetzlich, denn es fehlte nicht allein an Arzneien, an Krankenanstalten, auch die Aerzte mangelten, da die meisten, in schändlicher Vernachlässigung ihrer Pflichten, die Flucht ergripen hatten. Auch als päpstlicher Nuntius zeichnete er sich wieder in Demuth und aufopfernder Menschenliebe aus. So wird erzählt, daß er der rettende Engel der Stadt geworden. Um der dringenden Noth entgegenzutreten, verkaufte er seine

Equipagen, sein kostbares Gerät, sein Silbergeschirr und vertheilte den Erlös unter die Armen. Man sah ihn in allen Hütten, wo es Kranke gab, und dieses Beispiel wirkte auf die Neapolitaner unendlich. Während der ganzen Dauer der Krankheit sah man ihn nie anders als zu Fuß durch die Straßen eilen. „Wenn die Armen unsers Heilandes auf dem Straßenzfaster sterben“, sagte er, „schickt es sich für seine Diener nicht, in Karosse daher zu rollen.“ Im Jahr 1840 wurde er zum Kardinal befördert, kehrte aber unmittelbar nach seiner Ernennung auf seinen Bischofssitz in Imola zurück, wo er sich bis zur Einsetzung auf den päpstlichen Thron aufgehalten hat. Die Krönung des Papstes Pius IX. fand am 21. Brachmonat mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten statt.

Der neu erwählte Papst soll schon durch sein Neuerliches Liebe und Ehrfurcht einflößen. Majestätisch sei seine Gestalt und aus seinen schönen Augen leuchte große Herzlichkeit. Obwohl bereits 54 Jahre alt, scheine er doch kaum 45 zu sein.

Ein nie erhörter Jubel erfüllte Rom und verbreitete sich über den ganzen Kirchenstaat beim Erlaß der Amnestieertheilung, durch welche der heil. Vater allen politischen Verbrechern in seinen Ländern Gnade für Recht ergehen ließ, indem er alle politischen Prozesse für aufgehoben und die Verurtheilten und Flüchtigen für straflos erklärte. Die Römer kamen über die hiedurch möglich gemachte Rückkehr von mehr als anderthalbtausend Verurtheilter und Flüchtlingen in den Kreis ihrer Familien so ganz außer sich vor Freude, daß der Papst den Wunsch ausdrückte, man möchte sich in den kostspieligen Freudenbezeugungen doch mehr mäßigen. Er scheint überhaupt Einfachheit zu lieben und allen Luxus zu meiden. So geht er oft zu Fuß durch die Straßen, was nur wenige seiner Vorgänger thaten, und hat auch bereits den päpstlichen Haushalt so sehr vereinfacht, daß er jährlich eine bedeutende Summe weniger kostet als früher. Das hiedurch ersparte soll zur Abzahlung der stark angewachsenen Staatschuld verwendet werden.



Papst Pius IX.

Die Schulprüfung, oder Gott giebt Gnade und Segen.

„Wollen Ihr Hochwürden nur durchfragen,“ sagte der alte Schullehrer zu H..... „ich meine, sie können ihren Katechismus Alle-Wort für Wort.“ „Aber Sinn für Sinn, ist die Frage,“ sagte der Herr Pfarrer. Der Schullehrer verbeugte sich, und horchte, aber, wie es schien, mehr ehrerbietig als begreifend. Ich meine, fuhr der Geistliche fort, ob sie verstehen, was sie gelernt haben. „Gott giebt Gnade und Segen.“ versetzte der Alte. Aber der geistliche Herr schüttelte nur um so bedenklicher das Haupt. „Nun du,“ fragte er einen Knaben, der der Aermste schien und barfuß gieng, „wie heißt das vierte Gebot?“ Der Knabe ward roth, starrte vor sich hin und schwieg. Der geistliche Herr trieb, der Knabe sagte: ich muß von vorne anfangen. Er sagte das erste Gebot her, dann das zweite und das dritte, und jetzt kam auch das vierte richtig heraus. „Aber verstehst du auch, was es heißt, seinen Vater und seine Mutter ehren? Wie ehrt man sie und womit?“ Der Knabe starrte vor sich hin und schwieg. Ein strenger Blick auf den Alten; dann die erleichternde Frage: „Chrift du denn deine Eltern? Thust du nichts, womit du glaubst, sie zu ehren?“ Der Knabe ward blutroth; dann sagte er nur halblaut: „Vorgestern habe ich fremde Herren durch's Gebirge geführt. Da hatten die scharfen Steine mir die Füße aufgerissen. Die Herren sahen, wie's blutete. Da gaben sie mir einen Gulden zu Schuhen. Und da brachte ich den Gulden der Mutter, die hat auch keine. Ich kann schon barfuß gehen.“ Da heiterte sich das Gesicht des geistlichen Herrn sehr auf, und er faltete die Hände; der alte Schullehrer aber wiederholte: „Gott giebt Gnad' und Segen.“

Vom heißen Sommer 1746.

Interessant ist die Ähnlichkeit des heurigen Sommers mit demjenigen vor 100 Jahren, d. h. zwischen dem Sommer von 1846 und 1746. Unser Vorgänger vor 100 Jahren, der Siebzehnhundertsiebenundvierziger-Appenzeller-

Kalender, schreibt vom Sommer 1746 wörtlich Folgendes:

Das merkwürdigste in dem abgewichenen 1746.sten Jahr, ist, der außerordentlich heiße und trockene, dabey aber sehr fruchtbare Sommer, vergleichen man seit An. 1719. nicht erlebet. Seit An. 1718. ist kein so vor trefflicher Wein in hiesigen Landen gewachsen, und das Korn ist, Gott sey ewiger Dank davor gesagt, auch wohl gerathen. Die Hitze ware ungemein groß, sonderlich in Italien, Schweiz und Teutschland. An vielen Orten, da es 2. Monat nicht regnete, ist alles Laub und Gras verdorret, grosse Flüsse sind ausgetrocknet, samt den Brunnen; also daß wegen Wasser-Mangel weit und breit keine Mühlen mehr gehen können, und vieles Vieh, theils vor Hunger, theils vor Durst, darauf gehen und crepieren müssen.

In Böhmen sind durch die starke Hitze einige grosse Wälder von selbst brennend worden, so daß den weitern Brand zuverhüten, eilich tausend Personen, das dazwischen stehende Holz fällen und grosse Gräben aufwerffen müssen, um dem verzehrenden Feuer Einhalt zuthun.

In der Lombardie war die Hitze so groß, daß die Bauren in bloßen Hemdern arbeiten müssen, und wann sie 5. bis 6. Stunden an der Sonnen gearbeitet, haben sie ihre Hemder zu Aschen reiben können. Siebey ist merkwürdig, daß bei dem aller größten Donner-Wetter nicht einmal ein Regen-Tropfen gefallen. An eilichen Orten hat es gedonnert und gehagelt, dabey aber nicht geregnet.

Die Gemsjagd.

Die Gemse ist, wie bekannt, ein Bewohner der Schneegipfel der Alpen. Sie lebt gesellig in Herden von 6 — 20 Stück; ihre Farbe ist im Sommer rehfarb, gegen den Herbst dunkler, im Winter hellgraubraun. Ihre Lagerplätze wählt sie nicht so hoch, wie der Steinbock, stets aber über der Grenze des Schnees und im Bereich der Gletscher. Mit Taggrauen zieht das Rudel auf die Grasplätze, die inselartig oft mitten aus dem Eis der Gletscher auftauchen. Im Winter gehen sie tiefer an den Bergen herab und suchen im dichten

Tannenwald Schutz, von dessen Haarslechten und zarten Sprossen sie sich zu der Zeit nähren. Salz lecken sie, wie alles Wild, gern, und werden deshalb häufig an Felswänden, an denen Bittersalz oder Salpeter ausblühet, belauert.

Zu Anfang Mai setzt die Gemse zwei Junge, welche bald der Mutter folgen und von ihr im Klettern und Springen unterrichtet und geübt werden.

Der Wolf, der Bär, der Bartgeier verfolgen sie; ihr ärgster Verfolger ist indeß der Mensch. Wohl selten nur stirbt der Gemsjäger eines natürlichen Todes. Als lebendige Warnungen sieht man häufig in den Alpendörfern auf dieser gefährlichen Jagd Verkrüppelte; dies Alles schreckt aber den kräftigen Bergschützen nicht ab, der im Kampfe mit der Gefahr seine Freude findet. Zur heftigsten Leidenschaft wird ihm die Jagdlust und überläubt die Bitten des ahnenden Weibes, des Kindes Schmeichelwort, denen vielleicht nicht einmal die letzte trübe Freude werden soll, die Leiche des in unergründlicher Eisspalte zerschmetterten Ernährers zu begraben.

Der Gewinn einer erlegten Gemse ist kaum 15 Gulden. Das Fleisch ist schwärzlich und wohlgeschmeckend, wird aber nur durch die Idee der Seltenheit den Fremden zum Leckerbissen. Die Haut wird weiß gar gegerbt und zu geschäften Beinkleidern und Handschuhen verarbeitet.

Um dem Leser eine Probe theils von der Gefahr, theils von der Geduld und Entschlossenheit der Gemsjäger vorzulegen, führen wir eine Erzählung an, wie sie fast wörtlich in des alten Scheuchzer's Naturgeschichte des Schweizerlandes enthalten ist.

„Als vor einigen Jahren mein Bekannter, der Gemsenjäger Kaspar Störi aus dem Kanton Glarus“, erzählt Scheuchzer, „in Begleitung zweier andern Jäger den Gemsen nachstellte und über die Gletscher in der Limmern-Alp zu gehen hatte, fiel er plötzlich, als er sich dessen am wenigsten versehen und sicher auf dem Schnee einherzugehen vermeinte, in eine tiefe Eisschrunde oder Spalt. Seine Gefährten waren in großer Angst; sie konnten dem ehrlichen Störi, den sie aus dem Gesicht verloren, nicht helfen, und versahen sich nichts

Anderes, als daß er bereits todt oder in den letzten Jügen wäre, oder doch bald theils vom Fall, theils von der Kälte umkommen werde; sie befahlen also seine Seele Gott. Damit sie aber dennoch dasjenige Mögliche vorkehrten, welches zur Rettung des Gefallenen dienen könnte, eilten sie zu der nächsten Sennhütte, die eine Meile von da entlegen war, um daßelbst Rath und Hülfe zu suchen. Allhier fanden sie nichts als eine rauhe Bettdecke, die sie in Niemen zerschnitten und mit sich zurücknahmen, um sie in den Firnspalt hinunter zu lassen. Inzwischen war unser Störi, vor Kälte halb erstarrt, bis auf halben Leib im Eiswasser, dessen übrige Tiefe er mit den Augen nicht ergründen konnte; mit dem Oberleib und den Armen sperrte er sich beiderseits gegen die Eiswände und erhielt so sein Leben in diesem kalten und tiefen Kerker. Er versah sich nichts Anderes, als des Todes, und empfahl seine Seele in die Hand Gottes, welche ihn dergestalt in seiner Noth stärkte, daß er den von seinen Gefährten herabgelassenen Niemen um den Leib binden konnte. Durch dieses Mittel wurde er so weit aus der Grube herausgezogen, daß man ihn fast erreichen konnte; da brach der Niemen entzwei und Störi stürzte zum zweiten Male in das Eisgrab hinab. Bei diesem Falle vergroßerte sich die Gefahr auf's Neue. Einen Theil des gebrochenen Niemens hatte er unglücklicherweise mit sich hinabgezogen, und so war das übrige, in den Händen seiner Helfer gebliebene Stück nicht mehr lang genug, hinabzureichen; zudem hatte er dies Mal den Arm entzwei gebrochen. Bei so bewandten Dingen entfällt der Mut seines Gefährten noch nicht; sie schneiden die Niemen noch ein Mal der Länge nach entzwei und lassen sie hinunter; diese bindet der Jäger trotz seines gebrochenen Arms noch ein Mal um den Leib, um zu erfahren, was Gott weiter über ihn verhängen werde. Mit diesem schwachen Niemen wird er nun glücklich heraufgezogen, und von der Ohnmacht, in welche er alsbald gefallen, hatte er bald wieder so weit sich erholt, daß er seine Erretter mit halb erstarrten Augen angesehen, sich nach Hause hat tragen und führen lassen und seine Gesundheit wieder erlanget.“



Die Gemsjagd.

Ueber Eisenbahnen.

Schon d'e ganze Woche hindurch hatte Gottfried in Schnellhausen seinen Kopf angespannt und sich mit seiner Ehehälste Susanna berathen, wann und wie er seinen Bruder in Naschau besuchen könne; denn es waren schon 7 Jahre und 8 Monate dahingeschwunden, seit sich diese guten Brüder von einander trennen mußten. Zwar hatten sie dann und wann durch Briefe einander die wichtigsten Begebenheiten in und außer dem Hause mitgetheilt; aber es brauchte allemal viele Anstrengung auf beiden Seiten, bis sie sich nur entschlossen hatten, einen Brief zu schreiben, und wenn sie dann Hand an's Werk legen sollten, so wußten sie kaum, wie sie es anzustellen hatten, bis ein solches Schreiben auf die Post gethan werden konnte. Beide Brüder hatten in ihrer Jugend das Schreiben nur sehr dürtig gelernt, waren also nicht im Stande, ihre Gedanken ordentlich zu Papier zu bringen. Und wenn sie meinten, sie haben jetzt Alles ordentlich im Kopfe, so hatten sie wieder keine geschnittene Feder, oder keine schwarze und flüssige Dinte, oder kein dünnes Papier, das zu einem Brief paßte. War denn auch dieses Alles endlich in leidlicher Ordnung, so wußten sie wieder nicht, mit welchen Worten sie den Brief anfangen sollten. Schon eine halbe Viertelstunde hatten sie die Feder in den Fingern, steckten sie wieder in den Mund, nahmen wieder Dinte und studirten sich fast zu Tode, wie nun der Brief anzufangen wäre. Es däucht sie, wenn er einmal angefangen wäre, könnten sie dann schon forschreiben. Endlich fanden sie den Anfang: „Ich kann nicht unterlassen, ein paar Zeilen an Dich zu schreiben.“ Nun kam die Feder schon wieder unter die Zähne und es wollte wieder nicht gehen. Ach, daß ich doch gerade selber mit meinem Bruder reden könnte, wünschten sie dann recht sehnlichst. Der Brief wurde endlich doch etwa in zwei oder drei Stunden unter unsäglichem Drange zu Ende gebracht, dann überlesen und von den Familiengliedern für gut gefunden, ob schon noch drei oder vier Nachschriften, Grüße und Wünsche von Bekannten hinzugesetzt wurden. Und so war denn das Riesenwerk glücklich vollendet,

und ein schwerer Stein von dem Herzen weggewälzt, sobald der Brief auf die Post getragen werden konnte.

Gottfried's Schwiegermutter, die alte Elsbetha, die in ganz Schnellhausen als eine wackere Hausfrau und brave Mutter bekannt war, sagte zu ihrem Schwiegersohn Gottfried: Ich denke doch mein ganzes Leben daran, als ihr beide Brüder dort bei dem großen Apfelbaum von einander Abschied nahmet, wie Ihr einander so brüderlich und treuerzig die Hände drücktet, Glück und Gottes Segen aus tiefbewegtem Herzen wünschet, und wie Du ihm so wehmüthig nachgesehen hast, bis er Deinen Blicken in jenem Wäldchen neben dem Rüggerlissteinbruch entchwunden ist. Ein solcher Abschied kann nur gefühlt, nicht beschrieben werden. — Ja, erwiederte Gottfried seiner Schwiegermutter, Berthold, mein lieber Bruder, ist eben schon lange weit von mir entfernt, weiß Gott, ob ich sein liebes Angesicht je wieder sehen werde! Es hat meiner Frau vorgestern Nachts geträumt, Berthold, ihr Schwager, wünsche nichts so sehr, als daß ich ihn recht bald besuchen möchte. Aber wie ich eines solchen Genusses theilhaftig werden kann, weiß ich fürwahr nicht auszumitteln.

Ein schöner Herbstabend war es, als die Ausführung dieser Reise besprochen werden sollte. Der Vollmond glänzte freundlich in das traute Stübchen, wo die Familienglieder beisammen sahen, und Friedrich, der früher viele Jahre in holländischen Diensten stand, machte just auch einen Abendbesuch bei diesen lieben Leuten.

Folgendes Gespräch entspann sich dann unter ihnen:

Elsbeth. Wie wär's, Gottfred, wenn d' gad die ander Wochen Din Bruder in Naschau bsuchen wohrest? 's wohra doch jetzt au erschröckle freuen!

Gottfried. I wäfes nüd, Mutter, am Willen worsch gwöß nüd fählen; i möcht eben hanile gern eppen en Tag binem seh. Wenns gad eppä zehä Stond heh ond her wär, i glaube, bi Gopp, i wett dä Weg gad onder d' Füß neh. Aber meh denn ä Wochen äweg seh, han i doch eben gab nüd richten.

Friedrich. Was hast Du denn, das Dich noch bei Hause festhält?

Gottfried. Ich ha mersch wohl vorstellen, wie's goht, wenn i fort bi. 's ist ke rechte Ohrneg im ganzen Hus, ke Ohrneg im Stall und offem Feld.

Elsbeth. I wett gad sagen: Kei Ohrneg i der ganzen Welt.

Susanna. Ah, wie bist doch au so ähsälteg! Was wets jetzt doch au geh, wenn D' fort wärest? 's Mutterle hochet Alls, was mer bruchet; wäschchen und büäzen thust Du jo au nüd, wenn D' do bist, und weben chan i au ohne Di, und 's Bechle will jo der Friedrich bsorgen. Essen und schlofen wered mer au schönen ohne Dih.

Friedrich. Was sich doch viele Leute für eine Vorstellung von sich selbst und ihrer Thätigkeit machen! Im Ernste glauben sie manchmal, es wäre keine Ordnung mehr und es würde Alles stille stehen, wenn sie einer Sache nicht mehr vorständen. Und doch beweist die Erfahrung oft das Gegentheil. Könige und Kaiser können Monate lang abwesend sein, ihr Staat untergeht dennoch nicht. Leute im Handel und Gewerbe können sterben; dessen ungeachtet steht der Verkehr nicht still, und am Ende denkt man kaum mehr daran, daß sie gelebt haben. So würde es auch gehen, wenn Du Deinen Bruder besuchen wolltest.

Susanna. Emmel ih west mi scho lihden und 's Heiweh zu Dehr verwörgen, was i hönnnt.

Elsbeth. Wie lang hettest jetzt au, Gottfried, bis him Brüder wärest? Wenn D' am Guntig Morgen am halbe viere do fortgengest, hämest echt am Mekteg z'Ohrbed herä oder nüd? He?

Gottfried. Ich glaube, i möcht bloß herä loh. Es sünd doch eppä 30 bis 40 Stond. Über was menst Du, Friedrich?

Friedrich. Es kommt auf einer so weiten Reise sehr viel darauf an, ob günstige oder widrige Umstände eintreten. Schon die Witterung entscheidet bei einer solchen Fußreise bedeutend. Am geschwindesten wärest Du bei Deinem Bruder und wieder daheim, wenn Du auf der Post fahren würdest. In einem Tage kämest viel weiter als sonst in drei Tagen.

Susanna. Du hest wohl recht, Friederich, aber mit der Post fahren het au wieder si Schlimmes. 's kostet viel Geld, und der Reisende muß all i der Trocken inä hocken und ha fast nünt ahlugen. Min Mah goht eben au nüd viel näbä he, er möcht natürle d' Welt eben au betrachten und Das und 's Eh au ahlugen, wonner no nie gsehen het. Das hönnnt er aber eben nüd, wenn er im Postwagen inä wär und gad bi Allem döräruhshä müßt.

Friedrich. Am schönsten und wünschbarsten wäre es, wenn eine Eisenbahn von hier bis Kaschau führen würde. Dann könnte Nachbar Gottfried an einem Samstag Nachmittag Schnellhausen und sein liebes Weib verlassen, Abends bei seinem guten Bruder zu Nacht speisen, bei ihm übernachten, über den Sonntag das Wichtigste und Nothwendigste mit ihm besprechen, und am Montag Abend wieder bei Hause sein Vieh melken und füttern und des Nachts bei seinem lieben Weibe schlafen. Ach, das wäre doch so herrlich!

Elsbeth. Säged mer doch nünt vo derigä nüen Ihrchitgen und Gschichten. Es goht mer mit den Isabahnen wie mit denen verdamten Spinn- und Web- und Drockmaschinen, die den armen Lühten 's Brod vom Mühl äweg gno hend. Scho die nüä Strohßen kostet verslucht viel, bis sie gmachet sünd, und wo eine gmachet wert, so gets viel Fluches und Schmähles und Striktes, und en jedä Buhr und Husmah hönnnt fast in Schaden inä, wo sie dörä hönnnt. Was gäbs erst för strohlige Gschichtä, wemma no weit Isabahnen und Dampfwägen machen!

Friedrich. Ich verzeihe es Euch gern, alte Großmutter, wenn Ihr so denket und urtheilet.

Gottfried. So gern i jetzt min Brüder bsuchen wohr, und so gern i recht gschwind binem und wädle wieder däheimä währ, so han is doch au wie d' Mutter, und wöhse und bittä Gott, daß gad ke Isabahnen i der Schwiz geb.

Friedrich. Euer-Bitten und Wünschen, sowie Kummer und Furcht helfen furwahr wenig oder gar nichts. Schauet, Ihr lieben Leute, in den letzten zehn Jahren hat man in allen Staaten und Ländern unsers Welttheils und

in Amerika nicht nur bequeme und breite Landstrassen gebaut, sondern auch eine Menge Eisenbahnen errichtet, auf denen man geschwind und leicht Personen, Vieh und Waaren in sehr kurzer Zeit viele Stunden weit transportiren kann. Was meinet Ihr? Wird nicht durch einen solchen leichten und schnellen Verkehr das Wohl des Ganzen sowie vieler Einzelnen gehoben? Glaubet Ihr, man werde jetzt aufhören, solche Bahnen zu machen, da die Erfahrungen beweisen, daß solche Einrichtungen immer mehr Bedürfniß eines Landes werden? Oder kann man den Geist des Menschen in seinem Fortschritte hemmen und in die allgewaltigen Speichen der Zeit eingreifen, daß sie stille stehen sollen? Ich sage Euch: Nein und abermal nein.

Gottfried. Aber der tufig Gotts Willen, wo denn's Geld herneh? Sie chostet jo erbärmlich, nüd gad z' Tusigen, nei, z' Millionen.

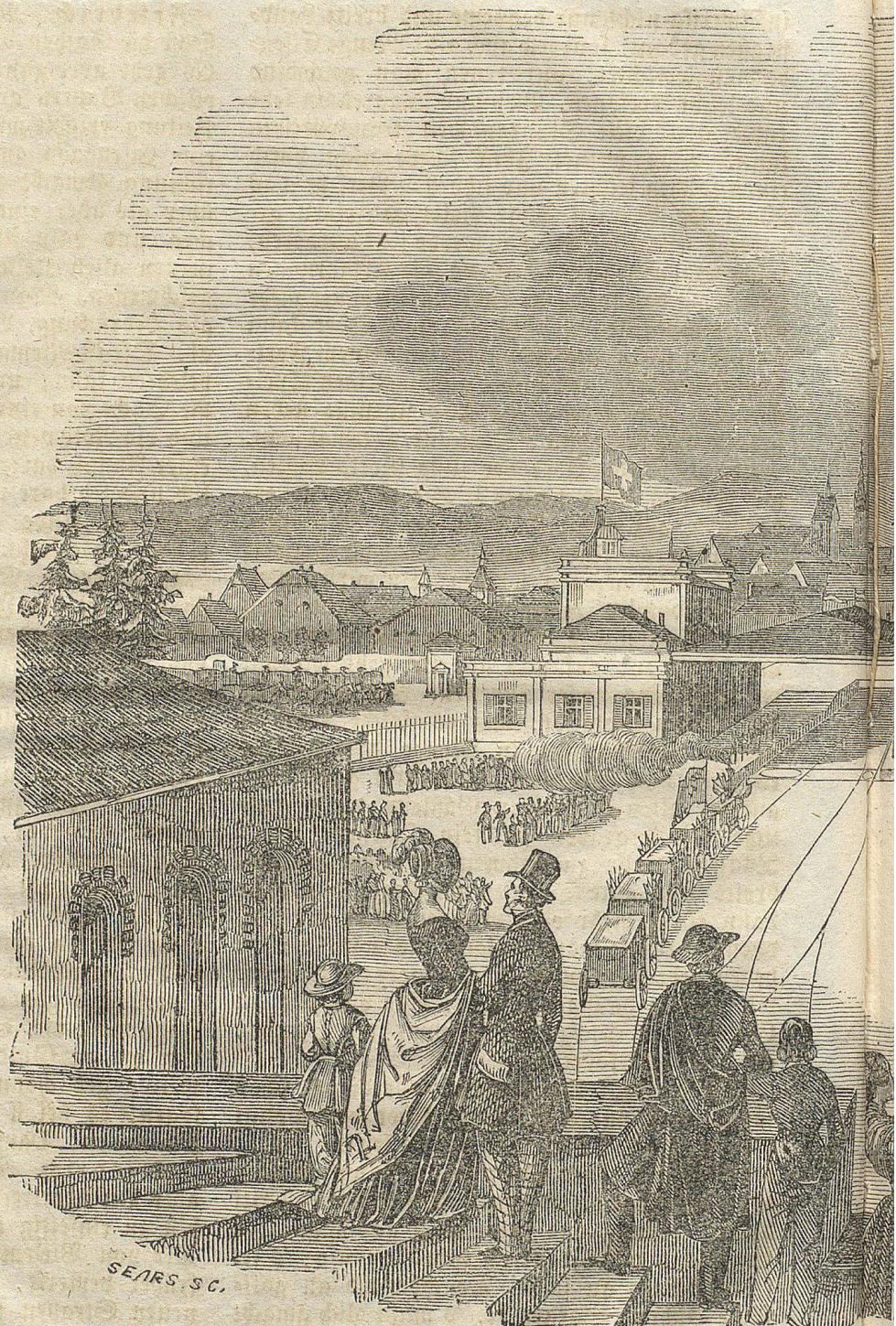
Friedrich. Und wenn auch durch die Schweiz Eisenbahnen gezogen werden, Du wirst sehen, das Geld wird zusammengehan, Hand an's Werk gelegt und Dampfwagen rollen bald hin und her, Land auf und ab. Es geht wie mit der Erstellung neuer Straßen. Wer hätte vor 20 Jahren geglaubt, daß es solche künstlich gebaute Bergstraßen in Menge gäbe? War es nicht nach und nach Bedürfniß geworden, auf die alten holperigen Gäßlein, die eigentliche Wasserräben zu sein schien, keine Rücksicht mehr zu nehmen, sondern gerade, breite und gute Straßen anzulegen? Ob sie dann etwas mehr oder weniger kosten würden, darnach fragte man weniger, als wie sie ohne bedeutende Steigung erstellt werden könnten. Man hörte häufiger fragen: Wie viel Prozent Gefäll oder Steigung bekommt die Straße, als wie viel kostet sie.

Susanna. Du hasches allerdings schöf sagen, daß näbes gli sieht. Aber das chonnt mer wonderleg vor, daß mä allewilä ment, was mä am ehnem Ort thüe, müß am anderen Ort nohegmacht werden. Do chame allerlei Tüfels ersinnä ond denn zletst gad sägä: In Engelland ond Frankreich isches au äso, 's set i der Schwiz au so sel! Do chönned all gottsame Buhren dagegen se, 's müßt gleich gmacht werden, wils in Baden ond Wörtteberg, in Italien ond Oestrich au äso ist.

Friedrich. Meine gute Susanna, Du siehst die Sachen durch ein zu trübes Glas an. Es geht aber ganz natürlich zu. Wenn z. B. etlichen Bauern an einem Sonntag aus einer Zeitung erzählt wird, wie da oder dort wieder eine Eisenbahn angelegt oder sonst eine Einrichtung gemacht werde, so wird alsbald darüber als über eine schädliche Neuerung gesprochen und bald Alles mit Stumpf und Stiel in den alten Kessel der Verwünschung hineingeschmissen. Man leitet aus derselben nichts als Bedrückung, Verarmung und Brodlosigkeit ab. Oft ist Niemand da, der sie eines Bessern belehren kann, und wenn Einer es versucht, die Sache von einer andern Seite zu betrachten und die Notwendigkeit und Nützlichkeit irgend einer Anstalt darzustellen, so findet er gewöhnlich unbelehrbare und unbefehrbare Herzen und wird am Ende als ein Neuerungssüchtiger tüchtig ausgelacht.

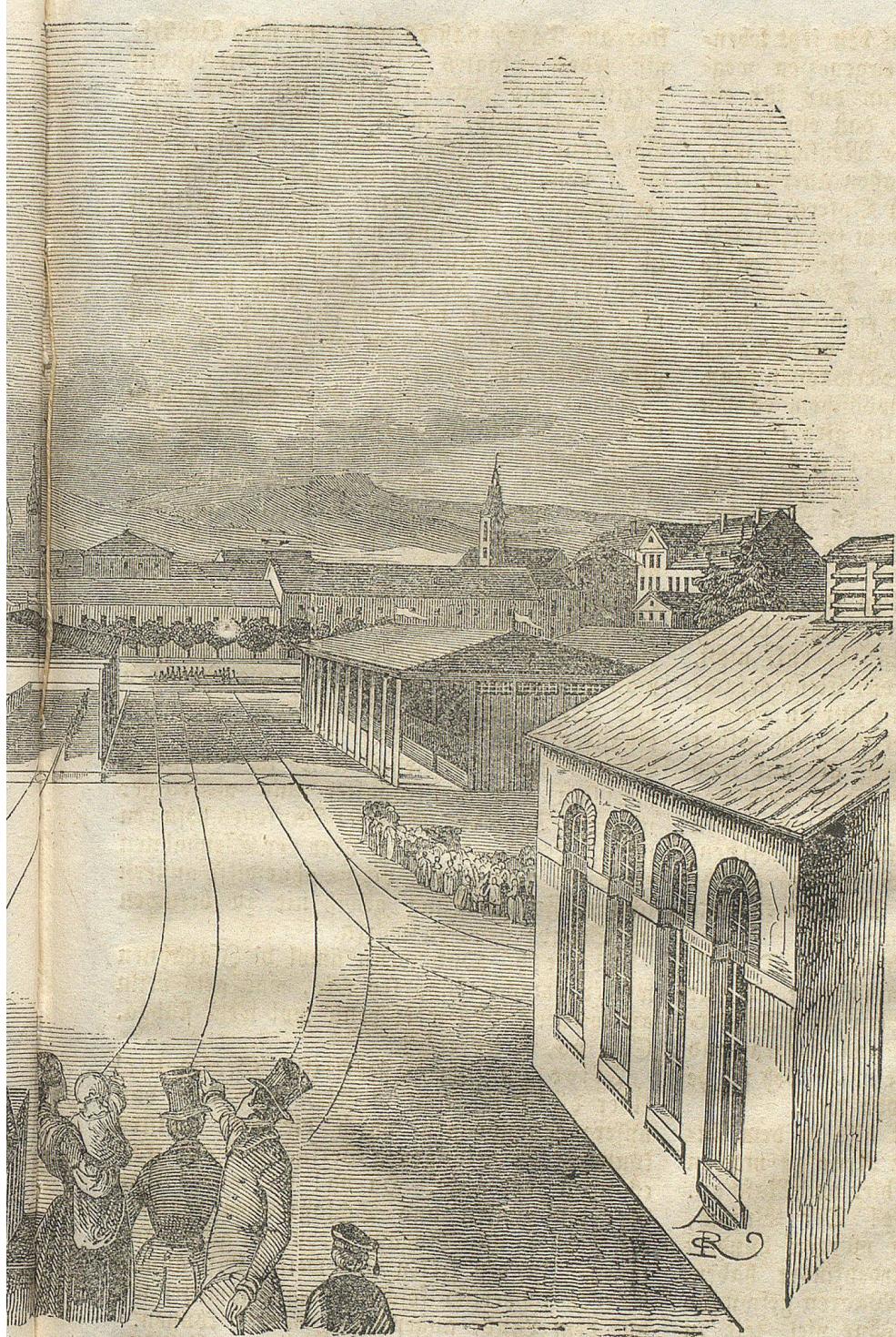
Gottfried. Säg mer nur, lieber Friederich, ob nüd set der Franzosenzit scho Vieles verschlimmeret worden sieg. Chonnt so viel Armut ond Elend vo Gott oder vo dä Lühten, vo dä Heren oder vo dä Buhren, vo dä Gschihden oder vo dä Ohgeschickten? Jo, me sät wol all, d' Lüht wehred gschihder; was han i aber dävoh, wenns all ä längere meh Lüht get, dies vo Jahr zu Jahr strengerä hend? Es chonnt mer vor, das wär die schönst ond gröst Erfindig, wenn me mache chonnt, daß die armen Lüht meh z' verdiened hätted ond wolfels Brod essen chönned. Vor drisg ond mehr Jahren hend d' Spuler, d' Weber ond d' Hantwerchslüht au no en schönen Bagen z' verdiened gha ond hend ordele leben hören. Jetzt ment me, das sieg recht gschickt, wennmä Em om en Gulde en Tüfels große Huffä z' werche geh chönn. Ond denn set mä no all sägen, es hei si doch besseret dör die vielen Maschinen, Dampffschiffer ond Isabahnen.

Friedrich. Du hast nicht ganz unrecht, aber Du übertreibst doch die Sache etwas und bist zu einseitig in Deinem Urtheil. Ich will Dir von Vielem nur Eins sagen: Du hast früher bemerkt, wie die Erstellung so vieler neuen Straßen nicht nur viel Geld gekostet, sondern überdies viel Hader und Streit herbeigeführt hat. Sage mir, wo ist eine neue,



SEARS. S.C.

Ansicht des Eisenhu-



enbahnhofs in Basel.

gut angelegte Straße, die von den jetzt lebenden oder noch kommenden Zeitgenossen weg gewünscht wird? Was ist denn das für ein Beweis? Gewiß nicht davon, daß ein solches Werk nicht Bedürfniß für die Menschen war, sondern davon, daß solche Straßen aller Orten, wo sie, wenn auch mit großen Opfern, erstellt worden, dem Einzelnen wie dem Ganzen sehr gut und nützlich gewesen seien. Und eben so geht es gewiß auch mit den Dampffschiffen und Eisenbahnen. Wo solche entstehen, wird der Nutzen überwiegender sein, als der Schaden und Nachtheil, der für Einzelne erwachsen kann.

Gottfried. I wor ämol wöhsschen, es wär wieder so, wies vor alten Zittä gseh ist. Jo, doh sönd no goldene Tag gseh! Jetzt isches wie abgerechnet, daß mä fast nüd gnug ond nie z'viel werche hä, z. B. i dä Fabärik. Vo Beiten ond Danken ist gär ke Red meh, me het nomme der Zit.

Friedrich. Was die alten Zeiten anbetreffen, so führt man überall die gleiche Sprache, daß sie gut gewesen seien, und bedenkt nicht, daß auch in denselben über viel Elend gesammelt worden ist. Erinnere Dich nur an Deinen Vater und Großvater, sie werden auch gesagt haben: Das waren gute Zeiten, als wir noch jung waren. So werden es gewiß auch die Leute haben, die in unsren so beklagenswerthen Zeiten jung sind; wenn sie einmal alt werden, werden sie zweifelsohne auch in das gleiche Lied einstimmen und sagen: Das waren gute Zeiten, als wir noch jung waren.

Elsbeth. I wett, i chönnt d' Dampfmaschinen gad bruchen, wenn i h wett. 's wär doch jetzt dommersch stö, wenn min Töchtermah gad chönnt in Wagen inä stihgen ond zu sim Brüder goh, daß er ke müde Beh mache müft ond wieder gschwind doh wär.

Friedrich. Ihr wünschet also in dem Augenblick, da Gottfried eine Reise zu machen wünscht, eine Eisenbahn von hier nach Naschau. Gut so, meine lieben Leute! Der Wunsch, den Ihr jetzt habet, können morgen hundert und übermorgen tausend Erdenkinder haben. Sie möchten diese oder jene Waaren geschwind da oder dort haben, und ohne viel Zeit zu verlieren, dieses oder jenes Geschäft in der Ferne besorgen u. s. w. Sehet, so liegt es

klar am Tage, daß es nach und nach Bedürfniß jedes Staates, jedes gewerbtreibenden Bezirkes und gar oft selbst Einzelner wird und werden muß, daß Eisenbahnen auch unser Vaterland durchziehen. Nur durch Errstellung dieser mächtigen Fortbewegungsmittel sind wir im Stande, mit andern Nationen gleichen Schritt zu halten und mit und neben ihnen in Handelsverhältnissen zu bestehen.

Gottfried. Mutter, Ihr hend do näbes of d' Bah brocht, das dem Frederech gut herä gsehe het. Das ist Wasser of Frederechs Möle gseh. Gelt no, Friederech?

Friedrich. Ja freilich. Viele Leute nehmen eine Sache nur so oberflächlich und sind gar nicht gewohnt, sie auf allen Seiten zu betrachten. Ich aber schaue mir einen Gegenstand recht an und nicht bloß in Bezug auf das Einzelne und Kleine, sondern auf's Große und Ganze. So ist es wahr, daß Einzelne bei den entstehenden Eisenbahnen bedeutend verlieren, viele Andere aber werden wieder zu Verdienst und Brod gelangen. Vergesse man den Umstand doch nie, daß die Menschen und Orte durch die Eisenbahnen gleichsam einander näher gebracht werden. Handel und Verkehr im Materiellen wie im Geistigen müssen dadurch lebhafter und vielseitiger werden. Tausende und aber Tausende besuchen mittelst der Schienenwege oder der Eisenbahnen ein Land, eine Stadt, die sie phne diese äußerst schnelle Fortschaffung gewiß nie zu besuchen im Stande gewesen wären.

Elsbeth. Ond wenn ämol d' Isäbahnen wieder gmacht sönd, seh wie, was gets denn au wieder? Mä wert denn wol welü flühgä. Gelt no, Friederich?

Friedrich. Ihr spahet freilich, Großmutter! Aber die Zeit kommt vielleicht auch noch, daß unsere Nachkommen durch die Lust schiffen können. An gelungenen Versuchen hiezu fehlt es schon jetzt nicht. Ha ha! da würde man der Zollbeamten und Schlagbäume spotten, den Mauth- und Eingangsgebühren gute Nacht sagen. In den freien und weiten Lufträumen würden schwerlich solche Hemmungsmittel wie auf dem Lande angewendet werden können.

Gottfried. Bist Du auch schon auf Eisenbahnen gefahren?

Friedrich. O ja! In Belgien, England und Deutschland sind diese Bahnen etwas Gewöhnliches. Um wenige Gulden kann man große Reisen machen. Besonders wird es dann einem Reisenden ganz eigen zu Muthe, wenn er bei einem Bahnhof ankommt, aus dem Wagen steigt und denken kann: Ich bin von meiner Heimath 20, 30, 100 Stunden weit entfernt und doch habe ich kaum von den lieben Meinigen Abschied genommen.

Gottfried. So gehst mer gwöß nüd, wenn i of Naschau chomme. I wehre gwöß todmüd ond thu gern bi mim Brüder an Tisch zuä sezen.

Friedrich. Nun, ich wünsche Dir Glück auf die Reise. Du wirst gewiß noch manchmal an die Eisenbahnen denken, wenn Du kaum gehen magst.

Gottfried. I muß ebä denken, wie der Schnegg: Allsgmach chonnt au dar. Bis so gut, Friedrich, ond häb ä gute Ohneg zum Bechle ond los em nünt manglen.

Friedrich. Sei unbesorgt deßwegen. Es muß Alles so gut besorgt werden, als wenn Du selbst da wärest.

Susanna. Geb Gott, daß mer immä Monet wieder Alle so gsond binenander chöned seh, wie hüt z' Obed.

Elisabeth. Jo i hoffes, will's Gott!

Der ungenirte Jägersmann.

Das Jagen ist eine Leidenschaft, wie das Spielen. Der Spieler vergißt bei seinen Karten und Würfeln Tag und Nacht, Gott und seine Pflicht und der Jäger springt stundenweit einem armen Thiere nach und läßt Haussordnung und Arbeit, Essen und Trinken, Weib und Kind, Alles im Stich. Es ist ein recht närrisches Zeug um das leidenschaftliche Jagen und Spielen: dem einen ist ein unvernünftiges Thier, dem andern ein bemalter Felsen Papier der Abgott seines Lebens. Im Appenzellerland giebt es mehr Karten als Hasen, daher auch mehr Spieler als Jäger, doch will man behaupten, die appenzeller Hasen seien oft gescheidter als die appenzeller Jäger, weil die Hasen die Jäger von weitem schon kennen und so schnell als möglich davon

springen, dagegen es schon oft geschehen sei, daß appenzellische Jäger Hunde und Kazen für Hasen und Füchse gehalten und totgeschossen haben. Im Alttaggenburg giebt es viele Füchse, rothe und schwarze und zweibeinige. Wir könnten namentlich von den letztern allerlei Histörchen, wie sie Leute zum Besten haben, erzählen. Für dies Mal wollen wir diese zweibeinigen Füchse ungeschoren lassen und dagegen ein lustig Stücklein singen von einem Jägersmann, wie er auf die ungenirteste Weise von der Welt einen rothen Fuchs fangen thäte. Es ist dies geschehen in einem gewissen Dorfe in Alttaggenburg. Unweit von demselben wohnt er, dieser berühmte Hasenbändiger und Fuchsheld und misst 5 Schuh 9 Zoll alt Nürnberger Maß. Wo er einen Marder, Iltis, Vogel oder einer Kaze den Garaus machen kann, da ist er gleich bei der Hand und vergißt darüber Essen und Trinken und selbst Schlafen. Es war im Winter von 1844 auf 1845, wo es bei weitem nicht so warm war als im Sommer 1846, sondern viel Schnee fiel und Eiszapfen an den Dächern hiengen, so groß wie unser Jägersmann, da kam es diesem in den Sinn, er wolle den hungrigen Füchsen nicht weit von seinem Hause Fleisch und andere Lockspeisen legen, um ihnen nicht lange und weit nachspringen zu müssen. In einer mondheilen Nacht wird der Pfiffikus durch das Geschrei seines kleinen Kindes aufgeweckt. Schnell steht er auf, um dem Kind den Luzzapfen in den Mund zu stecken und zugleich nachzusehen, ob sich draußen nicht etwa ein Fuchs zeige. Wie er durch das Fenster guckt, sieht er einen solchen hungrigen Schwanzträger etwa 40 Schritte von seinem Hause. Eine gewaltige Freude ergreift den Mann. In der Freude, in der Verwirrung, in der Angst ist schon mancher Mann anstatt in die Hosen, in einen Weiberrock gefahren, und der liebe Lesser glaubt, vielleicht sei dies auch mit unserm Jägersmann geschehen. Bei Leibe nicht! Der zog in seiner Herzensfreude weder Hemd, noch Strumpf, noch Hosen, noch Rock an; das Alles waren für ihn Nebensachen. Wie ihn die gütige Natur erschaffen, in puris naturabilis, ergreift er schnell die Jagdstinte, will schnell ein Fenster öffnen, aber, o wehe! sie

sind alle zugefroren. Unser Jägersmann ist schnell entschlossen; er springt zur Thüre hinaus, fasst Posto, zielt, drückt, und pass! zappt der arme Hungerschlucker im Schnee. Mit Blizeeschelle eilt unser Jäger auf den erlegten Fuchs, um ihn ins Haus zu nehmen; allein der Fuchs, nur verwundet, springt auf und macht sich aus und draus. So wenig ein Tiger sein Opfer herausgiebt, so wenig läßt ein eifriger Jäger seine Beute fahren. Unser Jägersmann, nackt und bloß wie ein Holtentotte, springt dem Fuchs über Stock und Stein, durch Holz und Gebüsch und durch Schneehäufen treu und eifrig nach und das Alles bei einer Kälte von 10 Grad. Nach langem Umherjagen mußte endlich der ver-

wundete Fuchs beim Anbruch des Morgens in der Nähe des Pfarrdorfs seinem Verfolger unterliegen. Er schlägt ihn mit dem Kotzen vollends zu Tod, packt ihn auf die Schultern — und ist gewiß schnell nach Hause gesprungen? Nein, er legte oft seine Bürde ab und machte sogenannte Schneekindlein. Der Leser mag errathen weßwegen, ob wegen Frost oder Hitze. Die ganze lustige Geschichte wäre nicht bekannt geworden, würden nicht diese Schneekindlein die Spur verrathen haben und hätten nicht einige Weiber, die früh aufgestanden waren, um in die Frühmesse zu gehen, Lärm gemacht, indem sie beim Anblick des tollen Jägers Zeter und Mordio geschrien, als ob der Teufel ins Dorf einbrechen wolle.

Lustige Historien und scherhaft Einfälle.

Vor alten Zeiten stand am Rathhouse zu Gotha folgende Inschrift:

Wo der Bürgermeister schenkt Wein,
Die Fleischhauer mit im Rathе sein,
Und der Bäcker wiegt das Brod,
Da leidet die Gemeinde Noth.

Ein Dorfgeistlicher fand eine benachbarte Bäuerin beständig beschäftigt, auch selbst des Morgens ganz früh, wenn er einmal zufällig sehr zeitig aufgestanden war.

Einst sagte er daher zu ihr: Aber, liebe Frau, wann ruht sie denn? Ich glaube, sie arbeitet Tag und Nacht und legt sich nie zu Bett.

„Ja, Herr Pfarrer!“ antwortete sie, „man würd's auch nicht aushalten können, wenn nicht noch das Bischen Kirchenschlaf wäre.“

Bei einem Brände in Berlin hatten sich mehrere Feuerlöschleute in eine nahe gelegene Schenke gesetzt, um sich von den Strapazen durch einen Trunk Bier zu stärken. Ein Polizeibeamter trat herein und fuhr sie mit harren Worten an: „Hier sitzt ihr Faullenzer! Heißt das sprüzen? Heißt das Feuerleitern anlegen? Heißt das Menschen retten?“ „Na, Herr,“ antwortete einer der Leute, „das heißt löschen!“

Ein zu Pferde Reisender langte auf einem Berge an, an dessen Fuße er einen Sumpf bemerkte. „Ist es fest im Grunde?“ fragte er den ihm als Führer begleitenden Bauer. „Ganz fest“, erwiederte dieser. Kaum kam der Fremde ins Thal herunter, so sank er bis an den Bauch des Pferdes in Schlamm. „Hallunke! rief er dem Bauer zu, „habe ich dich nicht gefragt, ob es im Grunde fest sei?“ „Ja, ganz richtig, im Grunde ist's fest; aber der Herr ist noch lange nicht auf dem Grunde.“

Eine Frau, deren Mann verreist war, schrieb an diesen einen sehnüchtigen Brief, worin unter Andern die Stelle vorkam: „Du fehlst mir überall. O, wärst Du schon wieder hier! Ich denke nur an Dich, und so oft ich Abends und Morgens in's Zimmer trete und Deinen Schlafrack hängen sehe, wünsche ich, Du hingest da“ — ic.

Ein Knabe kam eben aus dem Schulhouse, als er vor demselben ein Fuhrwerk mit einem elendiglich abgemagerten Pferd stehen sah und sogleich auf die Seite sprang. Dummer Bube, rief ihm der Fuhrmann zu, was springst du so auf und davon, als ob dir das Pferd alle Rippen entzweischlagen wolle; es schlägt nicht. O, antwortete der Knabe, das fürch' ich auch nicht — aber das Umfallen.